Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 2 (1912)

Heft: 14

Artikel: Das Inserat

Autor: Wenger, Lisa

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-634871

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

innere Mensch muß sich emporrichten, auferstehen, für ihn ist Ostern die Feier der sittlichen Wiedergeburt, der Einkehr. Heilig ist uns der christliche Ostergedanke, und je und je beseligt er unsere hoffenden Herzen mit dem aufrichtenden Gefühle: „Es werde!"

Ostern ist unter den christlichen Jahresfesten das älteste. Schon Jahrtausende lang hatten Syrer, Griechen, Römer das Fest des sterbenden und erwachenden Frühlingsgottes gefeiert, mit viel Pomp und Lärm und daher leitet man oft auch den deutschen Namen Ostern von der angelsächsischen Göttin Easter oder Ostera ab, die als Spenderin und Bringerin des herrlichen Frühlings verehrt wurde, in welche Jahreszeit das Osterfest fällt. Andere Gelehrte anerkennen diese Erklärung jedoch nicht und wollen Ostern von Osten ableiten, wo die mit dem Frühlingsanfange neu verjüngte Sonne ihren Lauf beginne. Durch die Christusgeschichte, die Kreuzigung und Auferstehung des Welterlösers wurde dann unser Osterfest das Sinnbild des Todes und eines neuen jenseitigen Lebens, welchen Gedanken nun die Christenheit leidenschaftlich feiert. Es ist der brotbrechende Christus, welcher beim Gemeinschaftsmahle die Menschheit segnet, das Ideal des gemeinsamen Lebens, mit- und für einander zu erwecken. Dieses Bild rückt in den Vordergrund unserer heutigen Lebensanschauung und seine Symbolik verkörpert eine immense humanitäre Triebkraft, das moderne Gesetz der Gegenseitigkeit, unserer sozialen Vergesellschaftung. Das Gefühl und der Trieb bei dieser Festgelegenheit Gut- oder Mildtätigkeit zu üben, stellte sich schon in frühester Zeit bei den christlichen Kaisern und Herrschern ein, welche alle Arbeit über Ostern ruhen ließen, Arme beschenkten und von den Schulden enthoben, Verbrecher begnadigten und Sklaven freiließen. In der griechisch-katholischen Kirche, namentlich in den großen Städten Rußlands wird jetzt noch „Osterwigilie" gefeiert und wie in jener frühen Zeit die Nacht von Ostersonnabend auf Ostersonntag durchwacht. Wenn dann um Mitternacht die Glocken den Anbruch des Ostertages verkünden, begrüssen sich die Gemeindezugehörigen mit dem Osterkusse und dem Gruß: „Christ ist erstanden!" „Er ist wahrhaftig erstanden!" Weniger christlich, eher heidnisch und abergläubisch sind die in Norddeutschland noch weit verbreiteten Sitten mit dem Osterwasser, welches schweigend in der Nacht vom Flusse oder aus dem Dorfbache geholt wird, und dem dann der Volksglaube allerlei Wunderkräfte beimißt. Besser als derartiger wahnwitziger Zauberspuk, als solchen wir auch die Saturnalien und die Darbringung des heiligen Feuers in der Osternacht am heiligen Grabe in Jerusalem betrachten, gefallen uns unsere einheimischen Osterbräuche. Wir geben der Feier einen äußerlichen sinnigen Anstrich durch unsere Osterhasen und Ostereier, Symbole der Fruchtbarkeit, mit welchen sich Freunde und Verwandte beschenken, die allerlei festliche Stimmungen und Jugenderinnerungen in uns auslösen, und die jubelnden Herzen unserer Kinder beglücken. Zu unsern liebsten Ostersitten zählen wir auch die vielerorts geübte Ostertagwache oder das Ostersingen, welche Feierlichkeiten der Osterfreude passenden und beredten Ausdruck verleihen.

E. F. B.

Das Inserat.

Von Lisa Wenger.

In einem saubern, weißgetünchten Häuschen saßen jeden Abend von halb acht Uhr bis zehn Uhr drei Menschen beieinander, die eigentlich nicht ganz zusammengehörten: die Jungfer Sabine Schön, ihr Mieter, Freund und Beschützer, Herr Emanuel Pfeiffer, und ihre Nichte Josephine, Fineli, wie man sie nannte.

Alle 365 Abende des Jahres verbrachten sie gemeinsam, und hatten nichts übereinander zu klagen. Jedes saß auf seinem eigenen Stuhl, und jedes beschäftigte sich mit seiner eigenen Liebhaberei. Jungfer Sabine klöppelte, Josephine häkelte, und Herr Emanuel machte Laubsägearbeiten, die er verschiedenen Familiengliedern zu Weihnachten verehrte.

Von halb acht Uhr an las man die Zeitung, und von acht bis neun Uhr arbeitete man. Punkt neun Uhr machte man eine kleine Pause und nahm eine Erfrischung zu sich. Nach der Erholung las man vor.

Eines um das andere durfte die Bücher auswählen. Die auf das Ideale gerichtete Sabine liebte Schiller über alles. Sie hatte vorn bei den Gedichten der ersten Periode zu lesen angefangen, wobei Herr Emanuel geseufzt und gestöhnt hatte, war dann zu den Balladen durchgedrungen, über die Räuber und Fiesko zu Kabale und Liebe und zu Don Carlos gelangt, und erlebte es endlich bei Wilhelm Tell, daß ihr Freund und Berater, der zwar äußerlich stachelig war wie eine wilde Kastanie, innerlich aber weich und schmackhaft, sein Brummen einstellte, hie und da beifällig mit dem Kopf nickte und manchmal sogar vor Behagen schnaufte. Diese Anteilnahme an der Dichtung ihres Lieblings rechnete ihm Sabine hoch an.

War die Reihe an Herrn Emanuel Pfeiffer, die Lektüre zu wählen, so mußten es kernige, derb-lustige Sachen sein, wie die Hosen des Herrn von Bredow. Sabine hatte sich gegen diese Geschichte gewehrt, so gut sie konnte, aber das Recht war auf Herrn Emanuels Seite und so hatte sie zuhören müssen, wenn sie auch jedesmal, wenn das Wort Hosen vorkam, unwillig errötete und ihre Klöppel unordentlich herumwarf.

Fineli wählte Wildermuth. Sie verstand aber diese behaglichen Geschichtchen nicht ganz, denn sie lachte, wo nichts zu lachen war, und blieb ernst bei den humorvollsten Sachen. Es mochte gelesen werden, was wollte, Fineli fand es immer schön, auch wenn sie geschlafen hatte. Auf ihr literarisches Urteil gaben aber die beiden andern nichts.

Im Städchen hießen die drei das Kleeblatt, und es ereignete sich das Wunderbare, daß kein Mensch ihnen etwas Böses zutraute und nachsagte, trotzdem sie Abend um Abend beisammen saßen und eigentlich noch gar nicht alt waren.

Jungfer Sabine Schön hätte aber auch nicht den leisesten Flecken auf ihrem Ruf getragen. Ihre kristallhelle Seele paßte in das weiße, liebe Häuschen, und sie paßte hinter die weißen, zarten Gardinen. An Böses glaubte sie nicht,

Häßliches dachte sie nicht, und Schlechtes traute sie keinem Menschen zu.

Es war ein Glück, daß sie sich einen Broterwerb gewählt hatte, der ihr erlaubte, in so goldener Unkenntnis der Welt, und so poetischer Ueberschätzung ihrer Mitmenschen durchs Leben zu wandeln. Sie war Arbeitslehrerin und stand einer Nähschule für kleine Mädchen vor.

Fineli, die in den weiblichen Handarbeiten äußerst geschickt war, half tüchtig mit. So hatten die beiden Frauen, neben den Zinsen von Sabines kleinem Vermögen und Finelis Vatererbe, ein gutes Auskommen.

Fineli war glücklich. So wie es war, war es gut. Sie nahm einen Tag um den andern, und war mit einem jeden zufrieden. Ein herrlicheres Leben als das, welches sie führte, konnte sie sich nicht denken.

An Jungfer Sabinens Herzen aber nagte ein Kummer. Was sollte aus Josephine werden, wenn sie stürbe? Sie hatte das Mädchen, als es zehn Jahre alt war und sie zweiundzwanzig zählte, zu sich genommen, denn der Vater und die Mutter waren ihm gestorben.

Sie zog es auf wie eine Blume unter einer Glasglocke. Sorgsam wachte sie darüber, daß jede Ahnung von Bösem ihm fern bleibe. Weniger als ein Kind wußte daher Josephine, trotz ihrer fünfundzwanzig Jahre, vom Leben. Es zog an ihr vorüber wie in einem Guckkasten, sie sah und hörte es, und freute sich, daß das alles sie nichts anging. Glücklich saß sie im Schmuckkästchen ihrer Tante, wunschlos, harmlos und ahnungslos.

Fineli war genau so geworden, wie Sabine es gewünscht hatte. Wer aber sollte über dem Kinde wachen, wenn sie einmal nicht mehr da war? Emanuel Pfeiffer? Sabine lächelte. Sie hatte ja keinen bessern Freund als den kurzbeinigen Kassier mit dem großen Kopf und dem treuen Herzen. Aber für die Bedürfnisse eines zarten weiblichen Herzens hatte er auch gar kein Verständnis. Er lachte über das Ideale und er gebrauchte Wörter, die sie ihm nur mit Mühe langsam abgewöhnte.

Diese groben Wörter und der Mangel an Poesie waren aber das einzige, was Sabine an ihrem Mieter auszusetzen hatte. Sie verehrte ihn eigentlich seit Jahren im stillen, und seit sie ihn kannte, verzieh sie um seinetwillen dem Männergeschlecht vieles.

Wo in aller Welt sollte sie aber jemand hernehmen, der zu Josephine paßte? Es mußte ein höher gerichteter Mensch sein, ungefähr wie sie sich Schiller dachte. Ein Mensch, der die seelischen Eigenschaften einer Frau über alles schätzte.

Es betrübt Jungfer Sabine, daß sie weder mit Fineli noch mit Herrn Emanuel über diese Sache sprechen konnte. Sie wollte ihrer Nichte Gemüt nicht vorzeitig mit der so wichtigen Wahl eines noch zu entdeckenden Mustermenschen beschweren, und vor dem Freund scheute sie sich, denn er würde voraussichtlich nur Hohn und Spott für sie haben. Er verlachte ihre Begriffe von Männern. Begreiflich! Es kann niemand über sich selbst hinaus.

Was wußte Herr Emanuel von einem Manne, wie sie sich ihn dachte? Die Hosen des Herrn von Bredow, das war der Boden, auf dem seine Vorbilder wuchsen. Solche Gestalten aber, wie Emanuel sie liebte, nannte Sabine Bären, Ungeheuer, denen man niemals freiwillig ein zartes und jungfräuliches Wesen in die Tatzen legen würde.

Jungfer Sabine hatte also keine andere Wahl, als schweigend auf den Zufall zu hoffen und getrosten Herzens auf den Augenblick zu warten, der ihr die Erfüllung ihres Wunsches bringen sollte.

Dieser Augenblick kam schneller, als sie gedacht hatte.

Eines Abends saßen sie alle drei auf der Laube und lasen ihre Zeitung, denn es ging schon auf acht Uhr. Jungfer Sabine und Herr Emanuel teilten sich in das „Volksblatt" und Fineli las die Anzeigen des täglichen Gratisblättleins. Gesprochen durfte in dieser halben Stunde nicht werden.

Es erregte daher starke Verwunderung, als Sabine erst laut „Ach!" rief, dann bewegt mit der Zeitung knisterte, las, wieder „Ach!" rief und endlich in die Worte ausbrach: „Ist es denn möglich!"

„Was?" fragten gleichzeitig Emanuel und Josephine.

„O, nichts," sagte Sabine. Sie war aber ganz rot geworden, das Blut lief ihr bis unter den aschblonden Scheitel.

„Ich möchte wissen, was es gibt," sagte Herr Emanuel kategorisch, denn er war es gewöhnt, jeden Gedanken mit den beiden Frauen zu teilen, und sie mit Rat und Tat zu unterstützen. Sabine blinzelte zu Fineli hinüber. Emanuel begriff.

„Geh doch in den Garten und begieße die Blumen," sagte Sabine.

„Ich habe sie schon begossen."

„So begieße sie noch einmal." Sehr verwundert ging Josephine hinaus.

„Es ist nichts für das Kind," sagte Sabine. Dann nahm sie die Zeitung wieder auf, glättete sie sorglich, schüttelte den Kopf und sagte: „Ich hätte es nicht für möglich gehalten, daß in unserer materiellen Zeit — sie kannte das Wort aus der Zeitung — ein so reines Begehren möglich wäre."

„Was gibts denn?" fragte Emanuel neugierig. Sabine zeigte mit dem Finger auf ein Inserat, das groß und fett gedruckt, mit dickem, schwarzen Strich umrahmt, die Mitte des Blattes einnahm. Sie neigte den Kopf auf ihr weißes Musselintuch und sah andächtig zu, wie Emanuel las. Aber über des plumpen Freundes Gesicht lief weder ein erfreutes, noch ein bewunderndes Lächeln. Verächtlich schürzte er die Lippen.

„Schwindel." Er gab ihr das Blatt zurück.

„Was?" fragte sie, als habe sie nicht recht gehört.

„Unsinn! Schwindel! Gewäsch!" rief er energisch. „Was für ein Esel oder für eine Eselin kann auf ein solches Inserat hereinfallen? Dann las er laut:

„Ich suche mir ein stilles Glück an der Seite eines seelenvollen Weibes. Seelenvoll ist groß gedruckt! Der Narr der! Uebrigens ist er gar kein Narr, der weiß, was er bezweckt!" Emanuel ließ die Zeitung sinken und sah ostentativ zum Himmel auf. Sabine sagte nichts. Aber ihre Stirn zog sich zusammen. Die sanfte Heiterkeit verschwand aus ihrem Gesicht. Wie ein drohendes Wölklein saß sie vor ihrem Freund. Er las weiter:

„Ich zähle zirka 25 Jahre. Ich bin infolge Familienverhältnissen genötigt, eine Frau mit Vermögen zu suchen.

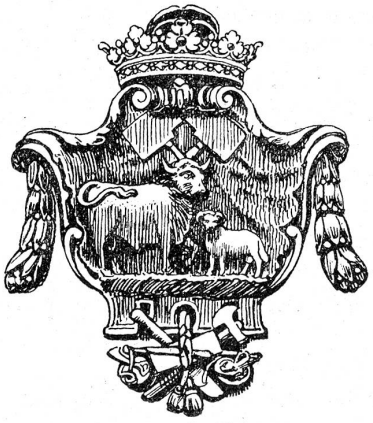
„Aha, da liegt der Hase im Pfeffer. Da haben wir es. Bumbs!" Sabine wurde steif vor Unwillen. Sie preßte die Lippen zusammen und rieb sich mit dem rechten den linken, zerstochenen Zeigefinger.

„Herr Emanuel, es ist fast frivol zu nennen, wie Sie den Herzensschrei eines höher gerichteten Mannes lesen. Geben Sie her." Sie riß die Zeitung aus des Freundes Hand und fuhr mit ihrem feinen, porzellanenen Stimmchen zu lesen fort: „Von Natur aus schon Sinn habend für alles Gemütvolle und tiefer Denker, hat sich mein Gefühl durch langes Seelenleiden — Sabine sah bei dem Wort Seelenleiden dem Freund vorwurfsvoll in die Augen — noch vertieft und geläutert, so daß ich glaube, ein wirklich gemütsreiches, zartbesaitetes Weib in des Wortes herrlichster Bedeutung glücklich machen zu können. Ich nenne nichts mein eigen, als ein Herz voller Liebe, bedeutende Berufs-, Menschen- und Weltkenntnisse."

(Fortsetzung folgt.)

Hauszeichen der Obergerber

Hauszeichen der Zimmerleute



Hauswappen der Metzger

Becher der Kaufleute von 1699

Hauszeichen der Stube zum Mittelleuen

Das bernische Zunftwesen.

Von Dr. A. Zesiger.

Zünfte sind uns heute mit der Vorstellung einer mittelalterlichen Stadt ebenso untrennbar verbunden, als gezinnte Mauern und hochragende Türme, die sich im tiefen Stadtgraben spiegeln. Mit Recht, denn mehr als letztere, sind erstere eine typische Erfindung jener Jahre, da die Menschen sich in den sichern Städten zusammendrängten und aus ihnen heraus gegen den feindlichen Adel zogen, der die Landstraße durch seine Ueberfälle unsicher machte. Ungefähr vom Jahr 1250 weg sind in Frankreich und im westlichen Deutschland, namentlich am Rhein, die frühesten Handwerkervereine nachweisbar, die sich nach italienischem Vorbild zusammentun, Vorschriften über den Betrieb, der Hantierung und den Vertrieb der Ware erlassen und schließlich die gesamte Aufsicht, die eigentliche Handwerks- und Gewerbepolizei ausüben. Echt mittelalterlich weist aber diese in großen Zügen umrissene Entwicklung von Stadt zu Stadt kleine oder größere Abweichungen auf, sodaß jede eine Geschichte für sich bildet, deren Ergebnisse im Einzelnen zwar keine allgemeine Geltung haben, doch aber in den großen Zügen übereinstimmen. Wohl nirgends haben sich Zünfte kampflos gebildet, auch da nicht, wo Akten und Urkunden nichts über Streit und Hader berichten. In Bern z. B. haben die Kämpfe fast zwei Jahrhunderte angedauert, in Basel noch länger, in Zürich dagegen konnte Bruns Gewaltstreich das 100jährige Ringen mit einem plötzlichen Sieg der Zünfte beendigen.

Zum Begriff Zunft gehört heute nach der herrschenden Meinung unbedingt, daß ein Handwerkerverein oder eine Gesellschaft von Gewerbetreibenden in einer Stadt gewisse politische Rechte, Anteil am Stadtregiment besitzt. Die Großen und Kleinen Räte werden von den Zünften und nach Zünften gewählt, die Zünfte regieren. Deshalb haben wir in Bern auch keine eigentlichen „Zünfte", sondern bloße Gesellschaften. Um 1360 herum schien es eine Zeit lang, als ob auch Bern eine Zunftstadt würde, 1364 kam es zu einem eigentlichen Aufstand der Gesellschaften, in dem der Schultheiß und alle Räte bis auf vier abgesetzt wurden. Offenbar war aber trotz diesem augenblicklichen Erfolg die Gegenpartei, wohl unter der Führung der Schultheißenfamilien Bubenberg und Erlach stärker und konnte durch die sogenannten Osterbriefe von 1373 und 1392 endgültig den Sieg an ihre Fahnen heften. Das Ergebnis sind um 1420 in Bern eine ganze Anzahl von Handwerks-Meisterschaften, denen die Obrigkeit die berufliche Polizei zugestanden hat; neben und über diesen stehen aber die beiden Räte, der Große Rat oder die Zweihundert und der Kleine Rat, welche die Oberaufsicht ausüben, sozusagen ohne Mitwirkung der Gesellschaften sich selbst ergänzen und allein das „Regiment" d. h. die Regierung bilden. Die vier größten Handwerke der Pfister oder Bäcker, Schmiede, Metzger und Gerber haben sich das Recht auf die Stellung der vier Venner errungen und alljährlich am Ostermontag helfen die Sechzehner, die von den Gesellschaften erkorenen sechzehn Wahlmänner, den Vennern und Ratsherren unter dem Vorsitz des Schultheißen den Großen Rat neu „besatzen".

Unstreitig an erster Stelle stehen die vier Vennerhandwerke, welche acht verschiedene Stuben oder Gesellschaften bildeten: obere und niedere Pfister und Metzger, obere, mittlere und niedere Gerber, und die ungeteilte Schmiedestube. Schon 1468 vereinigten sich die Metzger, 1578 folgten die obern und niedern Pfister und Gerber, dauernd blieb nur die mittlere Gerbergesellschaft, die Stube zum Mittelleuen, abgetrennt. Ferner gab es ursprünglich zwei adlige Gesellschaften zum Narren und zum Distelzwang, die sich wohl